

TROPEN



MICHAEL **Die** HORENI
Brüder
Boateng

DREI
DEUTSCHE
KARRIEREN

SACHBUCH

MICHAEL HORENI

Die Brüder Boateng

DREI
DEUTSCHE
KARRIEREN



Impressum

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Besuchen Sie uns im Internet: www.klett-cotta.de

Tropen

© 2012 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Herburg Weiland, München

Unter Verwendung einer Illustration von © Dragon 76/
Dutch Uncle

Datenkonvertierung: Koch, Neff & Volckmar GmbH, KN
digital – die digitale Verlagsauslieferung Stuttgart

Printausgabe: ISBN 978-3-608-50308-1

E-Book: ISBN 978-3-608-10283-3

Inhalt

Wo alles begann: Der Käfig an der Panke

I. Ein Foul und die Folgen

Der Tritt

Duell in Soccer City

Ein afrikanisches Sommermärchen

Die deutsche Internationalmannschaft

II. Wedding und Wilmersdorf

Der Prince aus Sunyani

Berlin-Wedding, Abschnitt 36

Trennungsschmerz

Freunde und Helfer

Die wilden Jungs von Hertha

Im Schatten des Prinzen

III. Glitzerwelten, Sackgassen, Neuanfänge

Trennung der Ghetto-Kids

Verkehrte Welt

Distanz und Nähe

Die drei Familien Boateng

Dank

Anmerkung zu den Quellen und Zitatnachweis

Informationen zum Autor

Wo alles begann: Der Käfig an der Panke

Langsam nähert sich der schwarze Mercedes dem Ende der Sackgasse. So ein Wagen verirrt sich nicht oft in diese Gegend. Als Kind hatte George Boateng immer von so einem Schlitten geträumt, aber noch viel mehr davon, irgendwie aus diesem verfluchten Viertel rauszukommen. Er hätte alles dafür gegeben, und in gewisser Weise hat er das auch getan.

Der Mercedes schluckt die letzten Schläge des Kopfsteinpflasters, dann hält er zwischen einer Werkstatt, in der kein Auto repariert wird, und einem Spielplatz, auf dem kein Kind spielt. Hinter Kletterpflanzen verborgen liegt ein verlassener Fußballkäfig. George Boateng steigt aus und befreit seine Tochter von dem Sicherheitsgurt des Kindersitzes. Er nimmt das zweijährige Mädchen an die Hand und hilft ihm die Treppe zur Rutsche hoch. Doch bevor Rojda rutschen darf, kontrolliert George schnell noch den Spielplatz.

»Junkie-Spieplatz«, sagt er. Aber er findet nichts, was seine Tochter gefährden könnte. Dann darf Rojda rutschen.

Es ist ein kühler Mittag im Sommer 2011, als George mit seiner Tochter in den Berliner Wedding zurückkehrt, zum Fußballkäfig an der Panke. Vor dem Käfig wartet er auf seinen jüngsten Bruder. Jérôme kommt wieder von der anderen Seite, so wie früher, als er an der Pankstraße aus der U-Bahn stieg, die Badstraße entlangrannte, durch das eiserne Tor in den kleinen Park einbog, um dort dann mit seinen beiden Brüdern und einem Ball hinter den Gitterstäben zu verschwinden. In der Enge des Käfigs gerieten die drei aneinander wie alle in diesem Viertel,

aber noch mehr fanden sie zueinander. Der Käfig, das spürten sie, machte sie wirklich zu Brüdern. So wurde der Platz hinter den Gitterstäben groß genug, um darin eine Jugend zu verbringen. Doch die drei Brüder liebten diesen Käfig auch, weil die Welt um sie herum nicht durch die Gitter zu ihnen drang.

Um so lange wie möglich zusammenzubleiben, haben die Brüder manchmal von den Baustellen in der Nähe große Lampen rangeschleppt und sie in die Ecken gestellt. Mit dem geklauten Flutlicht konnten sie auch nach Anbruch der Dunkelheit spielen, oft blieben sie bis nach Mitternacht zusammen. Niemand konnte sie aus dem Käfig vertreiben, auch nicht der Regen. Wenn es so schüttete, dass der Platz unter Wasser stand und der vollgesogene, bleischwere Ball in den Pfützen liegen blieb, holten sie aus der Werkstatt einen Besen und kehrten die Pfützen weg.

»Wir wollten im Käfig immer so lange bleiben, wie es ging«, sagt George Boateng, »wir wollten nicht nach Hause.«

Im Käfig spürten George, Kevin und Jérôme wie nirgendwo sonst, dass sie Brüder sind – von einem gemeinsamen Vater, aber von zwei verschiedenen Müttern. George und Kevin lebten mit ihrer Mutter um die Ecke im Wedding, Jérôme bei seiner Mutter in Wilmersdorf, und das heißt: Sie lebten in verschiedenen Welten. Das tun sie auch heute – in Berlin, Mailand und München. Doch manchmal ist es so, als werfe der verlassene Käfig im Wedding lange Schatten, ganz so wie die Gitterstäbe in der Abendsonne an der Panke, wenn es dort am schönsten war.

Der Käfig war ihr gemeinsames Leben, einem Bindemittel gleich, das stärker schien als alle Unterschiede, die sie mit auf diesen harten Platz brachten, stärker auch als alle Schwierigkeiten, die sie schon als Kinder mit sich herumschleppten. Kevin und Jérôme hat der Käfig zu Fußballmillionären gemacht und zu internationalen Spitzenklubs geführt, dem AC Mailand und

dem deutschen Rekordmeister FC Bayern München. Auf diesem Weg ist für alle Brüder etwas abgefallen, auch für George, der es nicht geschafft hat, sein ebenso großes Talent aus dem Käfig in die Welt hinauszutragen, der sich nie aus dem Wedding freigespielt hat und ohne Schulabschluss und Perspektive einfach hängen blieb in dieser Sackgasse, wie so viele Jungs hier. Er landete schließlich im Gefängnis, verstand das als letzte Warnung und entschloss sich dann, Hunde zu züchten. Denn sonst ging nicht mehr viel.

George läuft im Park einem alten Kumpel über den Weg, Kaan, einem Türken in seinem Alter, er macht jetzt irgendwas mit Autos. Kaan trägt eine kurze Adidashose und Badelatschen, als würde er nach einem Spiel in der Kabine stehen und gleich unter die Dusche gehen. Aber er führt nur seinen Hund aus, eine kleine weiße Promenadenmischung. George und Kaan klatschen sich zur Begrüßung ab. Sie haben sich lange nicht gesehen, aber die gemeinsamen Erinnerungen sind stark, stärker als die Jahre, die dazwischen liegen.

»Viele sagen, dass sie die Boatengs kennen, aber Kaan kennt uns wirklich«, sagt George.

Die beiden Familien gehörten zu den ersten, die in den Neunzigerjahren hier in die Neubauten um die Ecke gezogen sind. Damals waren das begehrte Wohnungen, die Stadt hatte sich vorgenommen, etwas aus der miesen Ecke zu machen. Aber das hat dann doch nicht geklappt, genau wie bei so vielen Leuten hier, die sich mal was vorgenommen hatten, wo dann aber doch immer was dazwischen kam.

Kevin kommt an diesem Tag nicht zurück zum Käfig.

Den Kontakt mit seinem ältesten Bruder George hat er seit ein paar Jahren immer wieder unterbrochen, und nach der Weltmeisterschaft in Südafrika wollte er bald auch von

Jérôme nichts mehr wissen. Jérôme weiß nicht, warum das so gekommen ist. Fast ein Jahr meldete sich Kevin nach der Weltmeisterschaft nicht, aber dann rief er plötzlich wieder an und sagte, er werde ihm bald alles erklären, denn immer wieder muss etwas geklärt werden zwischen den Brüdern.

Als Kinder konnten sich Kaan, Kevin und George vom Balkon aus zuwinken. Kaan spielte fünf, sechs Jahre mit Kevin in einer Mannschaft, bei Hertha BSC Berlin und davor bei den Reinickendorfer Füchsen. Auch Kaan war ein großes Fußballtalent, aber er brach sich viermal den Fuß, da war er noch nicht einmal 18 Jahre alt, und irgendwann brach bei all den Rückschlägen auch sein Wille.

Kaan kehrt immer wieder an die Panke zurück, früher mit einem Ball unter dem Arm und großen Hoffnungen in seinem Kopf, heute kommt er mit seinem Hund und den Erinnerungen an einen unerfüllten Traum zum Fußballkäfig. »Wenigstens einer von uns hat es geschafft. Aber wenn ich daran denke, was bei mir aus dem Fußball hätte werden können, kommen mir heute noch die Tränen«, sagt er. Es ist, als fiele mit der Karriere von Kevin, dem Jungen vom anderen Balkon, der es in diesen Sommertagen des Jahres 2011 gerade mit dem AC Mailand zum italienischen Meister gebracht hat, ein Teil des Ruhms auch auf ihn zurück. Das ist schon was in diesem verlorenen Viertel, findet Kaan. Aber er spricht nur von den Erfolgen Kevins, nicht von Jérômes Aufstieg, der doch auch jahrelang im Käfig spielte, aber eben nicht mit ihnen im Wedding lebte. Dann geht Kaan mit seinem Hund wieder nach Hause, vorbei am schwarzen Mercedes von George, den er nicht ansieht.

Jérôme steuert eine Holzbank an, von der man einen schönen Blick in den Park hat. Man schaut von dort auf ein sorgfältig restauriertes Vestibülgebäude, die Bibliothek am Luisenbad, ein früheres Kurhaus, kurz vor der Jahrhundertwende erbaut im Stil der Pariser Oper. Ein kleines Juwel, das man hier nicht erwartet. Jérôme, Kevin

und George waren früher auch oft in der Bibliothek, aber nur, um aufs Klo zu gehen.

George möchte sich nicht auf die Bank setzen, die Jérôme ausgesucht hat. Er trägt seine Tochter auf dem Arm und sagt kopfschüttelnd: »Da sind immer die Alkoholiker.«

George sagt das so, als fürchte er, der schlechte Einfluss der Gegend könne sich übertragen wie eine ansteckende Krankheit. So wie früher bei ihm und Kevin, die hier gemeinsam in einem Zimmer aufgewachsen sind, mit drei weiteren Geschwistern und ihrer Mutter. Aber ohne Vater und ohne Geld.

George geht weiter. Jérôme folgt seinem ältesten Bruder schweigend.

Er ist früher auch oft hier gewesen, vor allem am Wochenende und in den Ferien, aber er war hier nur zu Besuch, das war etwas ganz anderes, als hier groß zu werden. Abends fuhr Jérôme wieder zurück zu seiner Mutter nach Wilmersdorf, wo er nach ein paar U-Bahn-Stationen ausstieg und jenen Halt fand, den seine Brüder vergeblich suchten.

Jérôme ist an der Panke irgendwie immer Besucher geblieben. Hier hatten George und Kevin das Sagen, und weil das an diesem Tag immer noch so ist, entscheidet George, sich auf eine Bank in dreißig Metern Entfernung unter hohen Pappeln zu setzen, direkt vor dem Flösschen Panke, das in Berlin in die Spree übergeht und dem Kindheitsort der Boatengs seinen Namen gegeben hat.

Zufrieden lehnt George sich mit seiner Tochter im Arm auf der Bank, auf der er vor den Alkoholikergespensern sicher ist, zurück. »Hier ist es gut«, sagt er.

Jérôme schweigt. George kennt sich hier einfach besser aus.

Im Käfig schlägt das wilde Herz des Fußballs. Zinédine Zidane, der Sohn algerischer Einwanderer, der die

Menschen auf dem Fußballplatz verzauberte und 2006 im WM-Finale gegen Italien seinen Gegner mit einem Kopfstoß niederstreckte, hat seinen Kampf hinter den Gittern von La Castellane aufgenommen, einer runtergekommenen Banlieue von Marseilles. Hetzer wie der französische Politiker Jean-Marie Le Pen ließen diese Ausländerghettos nur zu gern abreißen und würden ihre Bewohner am liebsten übers Mittelmeer zurückschicken nach Nordafrika.

In der Enge der Käfige hat auch der schwächliche Mesut Özil seine Technik entwickelt – als Schutzschild, mit dem ausgerüstet ihm die Härte hinter den Gittern nichts mehr anhaben konnte. Wayne Rooney eignete sich im Käfig dagegen eine Bulligkeit an, die keinen Widerstand duldet. Es gibt verschiedene Überlebensstrategien in einem Fußballkäfig, und als diese Jungs die Käfige verließen, haben sie diese Strategien mit hinausgenommen in die großen Arenen der Welt, wo ihnen niemand mehr Angst machen konnte.

Wenn einer der Jungen in Zidanes Käfig neue Fußballschuhe bekam, trampelten die anderen so lange darauf herum, bis sie nicht mehr neu waren. Auch Jérôme, Kevin und George lernten im Käfig, dass man immer wachsam sein muss, schneller als die anderen, und dass man einstecken können muss.

Die Jungs packen im Käfig ihre Wut mit ins Spiel, sie suchen für ihre Angriffslust und ihre Aggressivität immer neue Wege – Wege, die es auf einem normalen Fußballplatz nicht gibt, und anderswo meist auch nicht, und wenn doch, dann kommt oft die Polizei.

Damals wie heute nehmen die Jungs ihre Unverfrorenheit mit in waghalsige Dribblings, sie schlagen Haken, um sich aus der Enge zu befreien, ihre Unverschämtheit legen sie in wahnwitzig verschlungene Alleingänge, und so kommt es, dass jedes Spiel im Käfig immer auch so aussieht, als sei es die Fortsetzung eines Zweikampfs mit der Welt da draußen. »Im Käfig ist alles

anders. Da ist der beste Freund dein Gegner. Da heißt es: Ellbogen raus – und durch«, sagt George. »Wenn du da einmal geweint hast, weil es weh getan hat, oder du ›Foul‹ gerufen hast, dann war es vorbei.«

Das Leben hinter Fußballgittern ist unendlich weit weg von dem geregelten und sozialverträglichen Fußball-Leben in den Internaten und Leistungszentren der großen Klubs, wo die neue Elite des Fußballs in Europa akribisch auf eine Karriere mit differenzierten Anforderungsprofilen vorbereitet wird, wo nach ausgeklügelten Konzepten auch soziale Kompetenzen gelehrt werden und die schulische Ausbildung nicht mehr zu kurz kommen soll. Dort ist das Ziel, einen Spielertypus heranzuzüchten, der in der Hochleistungsbranche perfekt funktioniert, der sich einpasst in ein vorgegebenes Spiel- und Mannschaftsgefüge, der sich ständig weiterbildet und die Mechanismen des Medien- und Unterhaltungsbetriebs ohne Ecken und Kanten bewältigt. Am Ende kommen dabei oft Spieler heraus, die eben auch gelernt haben, sich der Norm anzupassen.

»Der Käfig hat uns geprägt. Das war unser wichtigster Ort. Es ist ein harter Platz. Stein. Asphalt. Nur das Nötigste. Zwei Metallpfosten. Die Latte 'ne Metallplatte mit billigem Holz dran. Kein Netz. Nichts«, sagt George.

»Die Panke war mein Zuhause. Ihr habe ich alles zu verdanken«, hat Kevin in einer Reportage der Wochenzeitung *Die Zeit* gesagt, als er noch mit seinen Brüdern sprach.

»Und ich habe geheult, wenn Kevin mit mir gemeckert hat«, sagt Jérôme.

Ein Fußballkäfig ist anders als andere Käfige. Normalerweise lässt ein Käfig die Entfaltung seiner Bewohner nicht zu, und wenn man nicht aus diesen Zwängen ausbricht, dann wird der Käfig zur Falle, zum

Gefängnis, weil die eigenen Fähigkeiten eingesperrt bleiben. Ein Fußballkäfig bringt jedoch genau die verborgenen Kräfte zum Vorschein, die in einem Fußballer ansonsten oft unentdeckt bleiben.

Im Fußball bedeutet der Käfig Freiheit.

»Der Käfig ist der Anfang von allem«, sagt George. Bald merkte er, dass seine Brüder dort gegeneinander kämpften und damit nicht mehr aufhörten. Sie kämpften härter gegeneinander als gegen alle anderen im Käfig, und George merkte auch, dass sie sich dabei gegenseitig anstachelten und immer besser wurden. Aber er wusste damals noch nicht, woher ihr brennender Ehrgeiz kam, warum sie im Käfig heulten – erst Jérôme und dann Kevin – und was das alles mit ihrem Vater zu tun hatte. Er erkannte nur, dass Jérôme unbedingt so gut werden wollte wie Kevin und dass Kevin den jüngeren Bruder auf Distanz hielt.

Es war ein Bruderkampf, der im Käfig begann und der nicht aufhörte, als sie den Käfig durch den kleinen Spalt, der an der einen Seite ins Metall geschnitten ist, verließen. George hatte mit diesem Duell nichts zu tun, mit ihm wollten sich Jérôme und Kevin nie in der gleichen Weise messen, wie sie sich untereinander maßen. George war im Käfig immer unantastbar. »Wenn man der Älteste ist, schauen die Kleinen immer zu einem auf. Aber so gut wie die beiden heute sind, verstehe ich nicht, dass sie damals zu mir aufgeschaut haben. Aber so war es«, sagt George.

Jérôme und Kevin bewunderten ihren großen Bruder. Er hatte es schließlich hinbekommen, dass sie endlich drei Brüder waren, die zusammen sein durften, und das lag ganz allein daran, dass George das unbedingt gewollt hatte. Er hatte die zerstrittenen Eltern so lange gedrängt, bis sie einwilligten, und als sie dann endlich zusammen waren, fühlte er sich auch verantwortlich, dass es gut lief zwischen ihnen. Einer musste das einfach in die Hand nehmen. Er nahm ja auch sonst schon viel in die Hand mit

seinen zwölf, dreizehn Jahren. »Wenn man einen seiner Brüder am Anfang so viele Jahre nicht sieht, ist das eine komische Sache«, sagt George. »Aber wenn Jérôme dann bei mir war, habe ich nie Unterschiede zwischen ihm und Kevin gemacht, obwohl ich doch mit Kevin in einem Zimmer aufgewachsen bin. Ich habe mir auch extra Mühe gegeben, dass sich Jérôme nicht benachteiligt fühlt.«

George hatte früh ein Gespür dafür, wie es ist, wenn man benachteiligt wird, und er hätte auch gerne jemanden gehabt, der sich um ihn gekümmert hätte. Aber einen großen Bruder hielt die Familie für George nicht bereit, und der Vater, den es gab, der war nicht da. Dass er ihn in dieser Zeit viel stärker gebraucht hätte, wurde George erst später klar. Damals fand er das normal. Kevin hatte ja ebenfalls keinen Vater, und auch bei Jérôme war der Vater nach ein paar Jahren ausgezogen. Im Weddinger Käfig waren sie bei weitem nicht die einzigen Kinder, bei denen die Ehe der Eltern in die Brüche gegangen war.

Nur im Käfig war fast immer alles ganz einfach für die Brüder Boateng.

George war der Beste unter ihnen, daran gab es keinen Zweifel. Er war auch der Älteste. Wenn George und Kevin nach der Schule auf den Platz stürmten, vorbei an der Bibliothek, war der Platz an der Panke fast immer voll.

Am Wochenende war am meisten los, da durfte auch Jérôme häufig dabei sein. Dagegen erlaubte ihm seine Mutter unter der Woche nur einen Nachmittag im Wedding, der Schule wegen, wie sie sagte. Jérôme sah das ein. Am Wochenende drängelten sich oft über zwanzig Kinder und Jugendliche aus dem Viertel auf dem winzigen Platz, manchmal sogar noch mehr. Weil der Käfig für zwei große Mannschaften zu klein war, bildeten die Jungs mehrere Teams, so dass jeder mal dran kam und weil man in kleinen Teams besser kicken kann. Sie regelten das ganz gerecht, und niemand beklagte sich. Sie spielten Turniere, fünf gegen fünf oder vier gegen vier, je nachdem, wie es gerade

aufging. Und wenn der Platz am Abend leerer wurde, spielten die, die am längsten durchhielten, zwei gegen zwei. Meistens waren es die Boatengs, die am längsten durchhielten. Dann durfte man den Ball nur noch einmal berühren, das war schwerer und machte das Spiel noch schneller. Die drei Brüder hatten für sich aber noch eine ganz eigene Regel im Käfig aufgestellt. »Wir haben immer nur mit dem schwachen Fuß gespielt, nie mit dem starken. Denn der starke war sowieso schon gut genug«, sagt George. Sie gewannen die Spiele mit links, so stark waren sie.

Irgendwann nervte es die Jungs, dass der Ball immer über die vier, fünf Meter hohen Gitterstäbe flog und dann auf der Wiese oder in der Werkstatt landete. Sie beschlossen, den Käfig vollständig gegen die Außenwelt zu verschließen. Sie hatten nicht viel, aber jeder gab, was er konnte, und als sie 130 Mark beisammen hatten, kauften sie ein Netz und spannten es über den Käfig. Nun mussten sie nicht mehr raus in die andere Welt, der Ball blieb immer bei ihnen im Käfig, und ihr Spiel wurde noch schneller. »Das Netz war ein Luxus«, sagt George, »das hatte sonst keiner in Berlin.«

Wenn George früher sagte, wie es zu laufen hat, dann machten seine Brüder, was er sagte. Das war ganz normal. Er war auch der Erste unter den Brüdern, der bei Hertha BSC Berlin spielte, dem größten Klub der Stadt. George ist einfach mit einem Freund dorthin gegangen, weil er merkte, dass er ziemlich gut war. Da war er allerdings schon elf oder zwölf. Das ist eigentlich viel zu spät für eine Fußballkarriere, und eigentlich ist es auch fast unmöglich, in diesem Alter in der Jugendmannschaft eines Profiklubs unterzukommen, wenn man von der Straße kommt und vorher noch nie in einem Verein gespielt hat. Aber George ging einfach hin und sagte den Leuten, er wolle mitspielen, weil er das gut könne. Die Hertha nahm ihn tatsächlich, doch zunächst steckten sie ihn in die dritte Mannschaft

seines Jahrgangs in der D-Jugend. Das war George nicht genug. Er wusste, dass er besser war.

Zufällig sah ihn der Trainer von Herthas erster D-Jugendmannschaft spielen – das war bei einem Schulturnier –, und darauf holte er George in sein Team. Der Trainer sah in George ein Juwel, einen Stürmer von wilder Entschlossenheit, der es zu etwas bringen konnte.

George spielte im Käfig nun zwei Rollen. Er war der beste Fußballer unter den drei Brüdern, und dass er bei der Hertha war, verschaffte ihm zusätzlichen Respekt. Doch vor allem war er der große Bruder, der alles zusammenhielt. Er glaubte, das sei seine Aufgabe, weil doch schon so viel auseinandergefliegen war in der Familie. War er am Anfang jeden Tag im Käfig gewesen, kam er nach ein paar Jahren seltener als seine Brüder. Er tat in der Zeit ein paar Sachen, die nicht jeder mitkriegen sollte, vor allem nicht Jérôme und Kevin. Das war ihm wichtig, wenn er sein Ding in Berlin durchzog. Irgendwann kam George gar nicht mehr, da saß er über ein halbes Jahr in Untersuchungshaft, weil er zum wiederholten Mal zugeschlagen hatte.

»Ich komme aus dem Wedding. Da wird man Drogendealer, Gangster oder Fußballer«, hat Kevin gesagt, als er anfang, sich im Fußball einen Namen zu machen. Es war ein Spruch, der so oder ähnlich in allen Zeitungen stand und der ihn immer verfolgte. Manche meinten damals, er suche nach einer eigenen Geschichte, dabei hatte Kevin nur zu gut mitbekommen, was jenseits des Käfigs passierte. »Viele Kumpels sind auf die schiefe Bahn geraten, mit Drogen und Waffen und so«, sagte er, und vermutlich dachte er dabei vor allem an die Geschichte seines Bruders.

Die Jungs, die heute im Käfig spielen und die Geschichte der beiden Nationalspieler Kevin und Jérôme als großen

Traum mit sich tragen, jonglieren den Ball lässig von einem Fuß auf den anderen, bugsieren ihn virtuos zwischen die Schultern und jagen ihn dann, wenn er wieder herunterfällt, direkt aufs Tor. Als die Boatengs kurz vor der Weltmeisterschaft 2010 in die Schlagzeilen gerieten, interessierten sich plötzlich auch die Reporter der großen deutschen Zeitungen für den Wedding und die Nachfolger der Brüder an der Panke.

Hussein gehört zu den Älteren, er ist schon über zwanzig und hat eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann gemacht. Er sagte dem Reporter der »Süddeutschen Zeitung«, dass er die Kurve gekriegt hat und seine Kumpels auch. Einen Job aber haben sie nicht gefunden, und so hat hinter der Kurve nichts auf die Jungs gewartet außer Aushilfsjobs, Schwarzarbeit oder Hartz IV. »Das prägt einen schon, wenn man überhaupt keine Chance bekommt«, sagt Hussein. Manche von den jüngeren, die noch zur Schule gehen, erzählen in der *Zeit*, dass sie niemanden kennen, der für sein Geld arbeitet, aber viele, die kiffen und saufen, und einige, die für Geld alles machen. »Es ist noch härter geworden als zu unserer Zeit«, sagt George. Wenn seine Kinder größer sind, sollen sie nicht mehr in Berlin leben.

Im Käfig an der Panke gibt es hinter dem Tor einen Spalt im Metall, um den Weg nach draußen zu finden. Aber wie kommt man durch die unsichtbaren Gitterstäbe, die den Wedding umgeben? Am Käfig im Wedding hängt damit auch die Frage, ob man in einem bürgerlichen Viertel aufgewachsen sein muss, um den immer rigider normierten Weg in die deutsche Fußballnationalmannschaft zu finden, oder ob man es wenigstens im Fußball schaffen kann, wenn man aus dem Wedding kommt und nichts anderes kennt als den Wedding.

Wenn Jérôme und Kevin im Käfig waren – immer öfter auch ohne George –, dann vergaßen sie die Welt, die sie trennte. Sie spielten ohne Pause drei, vier Stunden, übten

ihre Tricks und kämpften an den Gittern um jeden Zentimeter, bis sie nicht mehr konnten. Dann gingen sie rüber in Kevins Wohnung, aßen dort schnell etwas, rasten wieder die Treppe runter und kickten und kämpften weiter, bis es dämmerte oder noch viel länger. »Die waren fast gar nicht zuhause, die waren dann immer im Käfig«, sagt George.

Jérôme nickt. »Die Zeit von früher will ich immer zurückdrehen«, sagt er. »Wo wir nur Spaß hatten und an nichts denken mussten und es keine Verpflichtungen gab.«

Dass George besser war, störte Jérôme nicht so sehr, aber das mit Kevin war immer eine andere Sache. Da konnte Jérôme Niederlagen kaum ertragen, und Kevin ging es genauso. Zwischen ihnen lagen nur anderthalb Jahre. Ihm wollte Jérôme unbedingt beweisen, dass er auch so gut sein konnte wie er. Wenn Jérôme im Käfig sah, dass er Tricks nicht konnte, die Kevin konnte, und Kevin ihn mit einer Härte an die Wand spielte, die Jérôme fremd war, dann fing er an zu heulen. »Ich kannte das alles so nicht, ich bin ja ein bisschen anders aufgewachsen«, sagt Jérôme, »Kevin konnte mehr Tricks, aber ich war schneller.«

George hatte zwar schnell registriert, was da im Käfig zwischen Kevin und Jérôme los war, doch dass das nicht nur mit Fußball zu tun hatte, ahnte er damals noch nicht.

»Die Konkurrenz zwischen den beiden war von Anfang an sehr stark. Es gab da die eine oder andere Situation, wo der eine übertrieben hat, aber das gehört dazu. Das braucht man auch, um ein dickes Fell zu bekommen. Dadurch sind die beiden stark geworden. Sie haben sich durch niemanden mehr einschüchtern lassen«, sagt George.

Er merkte, dass der Konkurrenzkampf eine Triebkraft seiner beiden Brüder war. So viel Energie steckte darin, dass sie über Jahre hin nicht erlahmte, nicht einmal als sie schon Profis waren und sich ihren Platz in den Nationalmannschaften von Ghana und Deutschland

erkämpft hatten. Es ist, als hätte der Wettkampf zwischen Jérôme und Kevin im Käfig bis heute nicht aufgehört:

»Wenn der eine etwas erreicht hatte, wollte der andere es auch unbedingt. Jeder will erreichen, was der andere geschafft hat«, sagt George. »Sie haben beide das Glück, einen Bruder als Vorbild zu haben.«

Jérôme sitzt auf der Holzbank, schaut zurück in den Käfig und nickt. Er war seit etwa fünf Jahren nicht mehr hier. Die Erinnerungen waren nie ganz weg, aber jetzt strömen sie auf ihn ein. »Ich war sehr schüchtern, als ich damals hierher kam«, sagt er. »Aber dann habe ich mich im Käfig verändert. Ich wollte meinen Brüdern zeigen, dass ich mithalten kann.« Jérôme erzählt, dass er immer nur im Käfig heulte, nie wenn er im Verein spielte oder auf dem Bolzplatz in Wilmersdorf ganz in der Nähe seiner Wohnung. Die stärksten Gefühle übermannten Jérôme und Kevin immer in diesem Käfig. »Der Käfig hat uns zusammengeschweißt«, sagt Jérôme, »da kann passieren, was will.«

Wenn Jérôme damals merkte, dass er etwas nicht konnte, was er unbedingt können wollte, um gegen Kevin und George zu bestehen, ging er nach Hause und kam manchmal einen Monat lang nicht wieder, obwohl er nichts lieber wollte als mit seinen Brüdern Fußball spielen. Er zwang sich, so lange zu trainieren, bis er glaubte, sich wieder im Käfig blicken lassen zu können. Jérôme trainierte in dieser Zeit ganz alleine wie besessen, und er kam erst wieder, als er konnte, was die anderen konnten. Als er es besser konnte. Jérôme war stolz, wenn seine Brüder über die Fortschritte staunten, nichts war ihm damals wichtiger als die Anerkennung seiner Brüder.

»Wenn ich wiederkam«, sagt Jérôme, »war ich wirklich besser.«

George nickt: »So war das immer, Jérôme ging, und zurück kam ein besserer Jérôme. Das war der Knackpunkt in seinem Leben: dass er gelernt hat, wenn man etwas tut,

wird es auch belohnt. So spielt und entwickelt er sich bis heute. Ich kenne in Berlin einen Haufen Talente, aber keiner ist annähernd so wie Jérôme. Ich habe mich nur auf mein Talent verlassen und Kevin auch.«

Die Talente, von denen George spricht, sind nicht Talente wie er selbst, die der Fußball irgendwann vergessen hat und die nun im Amateurfußball ihrem Traum nachhängen. George spricht von Spielern, die es in den Profifußball geschafft haben, in Bundesligaklubs spielen und schon Titel gewonnen haben. Aber diesen unbändigen Ehrgeiz, ständig an sich zu arbeiten, um besser zu werden als alle anderen, aber vor allem als der eigene Bruder, den hat George im Käfig und auf den Fußballplätzen in Berlin so nur bei Jérôme erlebt, der war auch stärker als bei Kevin.

Die Brüder Boateng haben in Berlin mit Ashkan Dejagah gespielt, der mit dem VfL Wolfsburg 2009 die deutsche Meisterschaft gewann, mit Sejad Salihovic, der bei 1899 Hoffenheim Karriere gemacht hat, mit Patrick Ebert, der mit Hertha BSC 2011 in die Bundesliga zurückgekehrt ist, und mit Zafer Yelen, der in der Bundesliga und in der ersten türkischen Liga gespielt hat. »Da gibt es schon ein paar Leute, die auch nicht schlecht sind. Aber so wie Jérôme ist keiner«, sagt sein großer Bruder. »Jérôme und Kevin hatten den größten Ehrgeiz und den größten Willen sich zu erweitern. Die meisten anderen sind schnell zufrieden. Dazu zähle ich mich auch. Wenn ich einmal dort oben wäre, würde ich denken: ›Ich habe es geschafft.‹ Aber auch seit Jérôme und Kevin da oben sind, habe ich von ihnen noch nie den Satz gehört: ›Ich habe es geschafft.‹ Noch nie, wirklich, nie. Das muss man erst mal haben. Das hatte hier sonst keiner.«

Was würde Kevin dazu sagen? Dass der Käfig ein Ort geblieben ist, an dem es keine Unterschiede zwischen ihnen gibt, ein Sehnsuchtsort für ein harmonisches Leben unter Brüdern, das sich Jérôme und George wünschen,

aber von dem Kevin im Moment mal wieder nichts wissen will? Er ist in jenen Tagen abgetaucht in Mailand, aber das wird sich ändern, und damit wird auch die gemeinsame Vergangenheit des Käfigs, aber auch des Wedding wieder in das Leben der Brüder zurückkehren. »Der Fußball ist eine Gemeinsamkeit gewesen, wo man sich nicht streiten kann, wo man die gleiche Leidenschaft teilt. Es gibt Geschwister, die leben jahrelang zusammen und kommen nie auf einen Nenner. Wenigstens in dieser Sache haben wir einen Punkt, den wir alle drei genauso sehen«, sagt George. »Und das ist gut, sehr gut. Irgendwann kommt Kevin zu uns zurück.«

I. Ein Foul und die Folgen

Der Tritt

Kevin Boateng sieht aus, wie er beschrieben wird. Der Kopf ist geschoren bis auf einen breiten Streifen, der von der Stirn nach hinten verläuft, und das, was das Trikot von Hals und Armen freigibt, ist mit Tätowierungen überzogen. Aber er schaut mit einem verständigen Blick aus seinem Gesicht, seine Stimme klingt erwachsen, und wenn er mitten im Gespräch ans Telefon muss, weil seine Frau anruft, dann entschuldigt er sich. Er wirkt erst einmal nicht wie ein Arschloch.

»Arschloch«, sagt er, »das muss man sich mal vorstellen.«

Das ist der Anfang eines Artikels über die Brüder Boateng zu Beginn der Fußballweltmeisterschaft in Südafrika, geschrieben von Marcus Jauer und dem Autor dieses Buches für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Schon damals kommt man an Kevin nur schwer heran.

Sein Manager gibt sich hilfsbereit, aber ein Treffen mit Kevin vermittelt er nicht. Tagelang geht das so, bis er schließlich sagt, ein Interview sei nicht möglich. Die Leute in Ghana lehnten das ab, sie wollten Ruhe vor dem Turnier. Aber man hat eher das Gefühl, dass der Manager seine Ruhe will.

Am Abend, bevor Ghana in Holland spielt, sitzt Kevin in der Lobby des Mannschaftshotels in Rotterdam. Es ist ganz einfach, mit ihm zu reden.

»Kein Problem«, sagt er.

Kevin redet eine Stunde. Kein Manager ist da, und auch niemand aus Ghanas Team stört sich daran, dass Kevin ein paar Tage vor der Weltmeisterschaft sagt, was er sagen möchte. Kevin ist freundlich an diesem Abend, er hat noch

Kontakt zu seinem Bruder Jérôme. Auch sein Vater war vor ein paar Monaten bei ihm zuhause, da haben sie lange miteinander geredet.

An diesem Abend in Rotterdam besteht Kevin nicht einmal darauf, dass man ihm seine Aussagen für den Zeitungsartikel noch einmal vorlegt. Er vertraut darauf, dass man schreibt, was er sagt. Das ist überraschend, denn er hat schon einige schlechte Erfahrungen mit den Medien gemacht, und es gibt in jenen Tagen in Deutschland nicht viele Menschen, die unbeliebter sind als Kevin Boateng, der Brutalo-Treter, der Kicker aus dem Ghetto.

Im Finale um den englischen Pokal hatte er dem deutschen Kapitän so heftig gegen den Knöchel getreten, dass Michael Ballack humpelnd vom Platz musste. Nach der endgültigen Diagnose zwei Tage später steht die deutsche Mannschaft ohne Kapitän da. In Fußballdeutschland herrscht Ausnahmezustand.

In den Nachrichtensendern läuft der Ausfall des deutschen Kapitäns als »Breaking News« den ganzen Tag. Die ARD sendet einen »Brennpunkt« und schaltet live zu Joachim Löw ins Trainingslager nach Sizilien, auch das ZDF bringt ein »Spezial«. Die Zeitungen drucken Sonderseiten.

»Ich wusste schon, was auf mich zukommt«, sagt Kevin.

Die Fans in Deutschland fürchten, dass mit Ballacks Ausfall gleich die gesamte Weltmeisterschaft für Deutschland gelaufen ist. Die Wut über das Foul, das den Kapitän niedergestreckt hat, und die Befürchtung, damit um den Spaß eines herrlichen WM-Sommers gebracht zu werden, finden schnell ein Ziel: Kevin Boateng.

Der Kolumnist der *Bild*-Zeitung schreibt: »Immer sind es die Arschlöcher, die alles kaputt machen.«

Dann bricht der Sturm der Bürger los. Im Internet gründen sich Gruppen, die Kevin zum Teufel wünschen. Die Gruppen heißen »82 000 000 gegen Boateng!«, »Frau Merkel, entziehen Sie Kevin Boateng die deutsche Staatsbürgerschaft«, »Ich bremse für Tiere, aber nicht für

Boateng« oder einfach: »Boateng umhauen«. Ein Medienwissenschaftler wird diese Gruppen später die »Stammtische der Erregungsgesellschaft« nennen, es sind die Wutbürger im Fußballtrikot, die ihrem Ärger Luft machen. Der Zulauf ist enorm.

In die Wut über den Verlust von Ballack und das üble Foul mischt sich ein rassistischer Ton. In den Leserkommentaren im Internet stehen schlimme Beleidigungen und rechtsradikale Ausfälle, die zuständigen Redakteure sehen sich gezwungen, das Übelste zu löschen. Sie sagen, dass sie diese Reaktionen kennen und rechte Hetze dort immer wieder aufflammt, vor allem dann, wenn Dinge falsch laufen bei denen, die man nicht als »richtige« Deutsche ansieht. Die für User-Meinungen zuständigen Redakteure sind aber trotz der Verunglimpfungen vorsichtig mit Streichungen und Glättungen, weil sonst der Vorwurf kommt, dass man in diesem Land nicht mehr sagen kann, was man denkt. Und was man denkt, das werde man doch wohl noch sagen dürfen.

»Zurück in den Busch.« »Schwarze Sau.« »Tötet den Nigger.«

Das ist der Sound im Internet nach Kevins Foul. Es ist der Sound einer Minderheit, die nun einen Anlass für ihre Wut gefunden hat und auch für ihr ungutes Gefühl, dass in diesem Land grundsätzlich etwas schief läuft mit den Ausländern, Migrant*innen, Schwarzen, eben mit Leuten wie Boateng. Oder besser: wie den Boatengs.

In den Tagen, als Kevin zum nationalen Fußballfeindbild wird, schafft sich Deutschland noch nicht ab. Thilo Sarrazins Kampfschrift ist kurz vor der Weltmeisterschaft noch nicht auf dem Markt, es gibt auch noch nicht das Buch vom »Ende der Geduld« der Berliner Richter*in Kirsten Heisig über die Gewalttätigkeit vor allem von

türkisch- und arabischstämmigen Jugendlichen und den hilflosen Umgang des Staates damit.

Was es aber schon gibt, ist das verbreitete Gefühl, dass in der Gesellschaft etwas aus dem Ruder läuft. Es ist ein Gefühl, das in jenen Tagen seine Ausdrucksform noch sucht, aber etwas ist schon klar: dass man sich als Deutscher nicht mehr alles gefallen lassen will, dass man sich wehrt gegen gewalttätige Übergriffe, gegen Beleidigungen, gegen Zumutungen, dass man es nicht mehr ertragen will, dass es in Deutschland immer mehr Leute gibt, die glauben, nach eigenen Regeln leben zu können, und damit durchkommen. Wie die aggressiven jungen Männer aus der Unterschicht, die von Ehre faseln und dann einfach zuschlagen, wenn ihnen jemand blöd kommt. Und man hört immer wieder, dass darüber in den Medien und der Politik nicht gesprochen wird, oder zumindest nicht so, wie man das angesichts der Probleme für richtig hält, und dass die Politik und die Medien die Welt immer schöner malen, als sie tatsächlich ist.

Man hat ganz einfach genug von diesen Arschlöchern, die einfach zutreten.

Es ist der 15. Mai 2010, der das Leben von Kevin Boateng und Michael Ballack verändert. Im Wembley-Stadion läuft die 35. Minute des Cup-Final zwischen Chelsea und dem FC Portsmouth, als die zwei so unterschiedlichen deutschen Biographien aufeinanderprallen und für immer miteinander verbunden bleiben. Auf der einen Seite, der strahlende deutsche Weltstar auf dem internationalen Parkett, mit Anerkennung und Werbeverträgen überhäuft, und auf der anderen ein wilder, ungezügelter Kicker aus dem Berliner Ghetto, der in seiner Karriere immer den Spruch mit sich herumschleppt, dass man in seiner Gegend entweder Fußballer wird oder Gangster, und nun bei einem englischen Absteiger gelandet ist.

Ballack bekommt im Mittelfeld den Ball, weit und breit ist kein Gegenspieler zu sehen. Kevin steht fünfzehn Meter entfernt in seinem Rücken. Ballack macht ein paar Schritte und spielt den Ball weiter zu einem Mitspieler. Gerade als der Ball seinen Fuß verlässt und das ganze Gewicht auf dem rechten Bein lastet, kommt Boateng von hinten angerauscht. Ballack kann ihn nicht sehen, er ist wehrlos. Vielleicht ahnt er den Gegenspieler, aber es ist zu spät.

Beschleunigt vom Tempo seines Spurts und der Masse seines athletischen Körpers fliegt Kevin mit gestrecktem rechten Bein in Ballacks Knöchel. Der Tritt seines anderen Beins hebt Ballack aus, der deutsche Kapitän fliegt durch die Luft. Als Ballack auf den Boden knallt, greift er sich an den Knöchel und schreit. Er bleibt lange liegen, das Gesicht in den Rasen gedrückt vor Schmerz. Das sind die Bilder, die tagelang über den Bildschirm laufen.

Kevins Foul ist das, was man ein übles Foul nennt. Es ist übel, weil es eine Verletzung des Gegners bewusst in Kauf nimmt. Es ist ein Foul ohne Rücksicht auf Verluste. Die Regeln sehen dafür eine Rote Karte vor, Kevin sieht nur die Gelbe Karte. Aber auch wenn es ein übles Foul ist, es ist trotzdem ein Foul, wie es im Fußball immer wieder vorkommt. Nicht in jedem Spiel, nicht jede Woche, aber doch immer wieder während einer Saison. Normalerweise werden auch solche Fouls, die eine Verletzung des Gegners in Kauf nehmen, schnell abgehakt. Aber eben nur dann, wenn sie keine schwerwiegenden Folgen haben. Das Foul von Kevin Boateng aber hat Folgen wie kein Foul zuvor im deutschen Fußball. Es ist *das* Foul im deutschen Fußball.

Ein paar Wochen vor Boatengs Attacke gegen Ballack begeht Bayern-Star Franck Ribéry ein ähnliches Foul. Ribéry fliegt dafür im Halbfinale der Champions League vom Platz. Sein Gegner konnte weiterspielen, und weil das Foul keine bösen Folgen hatte, ging der FC Bayern danach